

Sieben kehren heim

Autor(en): **Renaud, Jeanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 18

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SIEBEN KEHREN HEIM

J E A N N E R E N A U D

Erstes Kapitel

Der Zöllner betrachtete über den Rand seiner metallgefassten Brille hinweg die Flüchtlinge, die soeben die Grenze überschritten hatten. Obgleich der alte Mann wusste, dass sie Schweizer waren, Schweizer wie er, sah er doch ein wenig misstrauisch auf die bunte Schar.

Ihre verschiedenartigen Idiome, unter denen auch das Hochdeutsche vertreten war, flössten ihm das unbehagliche Gefühl ein, Fremde vor sich zu haben, von denen er nichts wusste, ausser dass sie mitten aus Tod und Verderben zur Heimat geflüchtet waren. Viele von ihnen sahen diese Heimat nun zum erstenmal. Gleichwohl sollte der Zöllner diese ihm so fremd erscheinenden Menschen als Gleichberechtigte, als Landsleute anerkennen. Ein Gedankengang, der in seinem alternden Gehirn nicht sogleich Eingang zu finden vermochte.

So war es verständlich, dass der Beamte aufatmete, als der junge Mann von der Rückwandererhilfe auf seinem Velo eintraf, um die kleine Schar in Empfang zu nehmen. Er war telephonisch herbeigerufen worden, wie dies immer geschah, wenn Schweizer Flüchtlinge die Grenze überschritten.

Der blauäugige junge Mann blickte freundlich auf seine Schützlinge, die verloren um den riesigen Ofen standen, um sich zu wärmen, hatten sie doch allesamt lange und abenteuerliche Fahrten oder Wanderungen durch Schnee und Kälte hinter sich. Das Chaos auf der anderen Seite der Grenze war schon derart gewesen, dass es nirgends mehr einen heizbaren Raum gegeben hatte, in dem sie sich hätten wärmen können.

«Künzli», stellte sich der junge Mann lächelnd vor, um gleich darauf zahllose Namen in ebenso zahlreichen Sprachen entgegenzunehmen. Wenn es auch gute schweizerische Namen waren, so muteten sie doch mit dem fremden Akzent recht eigenartig an.

Bald sassen die Ankömmlinge in einer freundlichen kleinen Herberge, in die sie der junge Künzli geführt hatte. Der Wirt, an derlei Aufträge bereits gewöhnt, servierte den Hungrigen noch ein gutes Essen zu einem leichten, einheimischen Wein.

Die Flüchtlinge begannen aufzuatmen, und der junge Mann erlebte wie schon oft, dass die Freude, endlich am Ziel zu sein, die Menschen gesprächiger machte, als sie es sonst wohl sein mochten. Die Wärme, die Geborgenheit der heimeligen Wirtsstube, das Essen und nicht zuletzt der Wein lösten ihre Zungen, und ein Strom von Erlebnissen heiteren oder ernstern Inhaltes, je nach dem Temperament des Sprechers, rann über Künzli dahin.

Dieser sass zurückgelehnt in seinem Stuhl, lächelte väterlich und zauberte immer wieder einen Ausdruck höchsten Interesses

auf sein Gesicht, obgleich er alle diese Erlebnisse mit geringen Abweichungen täglich zu hören bekam; denn der Strom der Rückwanderer, die zur Heimat flüchteten, riss in diesen ersten Monaten des Jahres 1945 kaum ab.

Heute fiel es Künzli sogar nicht allzu schwer, an den ihm umschwirrenden Berichten Anteil zu nehmen, denn die buntgewürfelte Schar, die sich mit ihm am Tische befand, erschien ihm ungewöhnlich interessant.

Die auffallendste Erscheinung in dem Kreise der Flüchtlinge war entschieden der schwächliche Journalist, Robert Honegger, der soeben erzählte, dass er dreizehn Monate von der geheimen Polizei der Deutschen in einem Gefängnis in Holland gefangen gehalten worden war.

«Dreizehn Monate Einzelhaft ohne lesen oder schreiben zu dürfen», sagte er gerade ruhig, als gelte es, eine nebensächliche Feststellung zu machen.

Unter einer übermässig hohen, sehr blassen Stirn brannten ein Paar dunkle, fanatische Augen. Sein Körper machte einen hinfälligen Eindruck. Er hinkte am Stock, denn nach seiner eigenen Aussage hatte er sich in seiner feucht-kalten Zelle ein rheumatisches Leiden zugezogen.

«Wie müssen Sie dieses Land jetzt hassen», bemerkte Künzli. «Das ist nur allzu verständlich.»

Zu seiner grossen Ueberraschung antwortete der andere jedoch: «Oh nein, hassen, warum? Ich liebe Deutschland, ich habe dort dreissig Jahre gelebt und liebte es immer. Liebe wird nicht dadurch ausgelöscht, dass der Gegenstand unserer Liebe einen schweren Fehler begeht. Im Gegenteil, müssen wir nicht um so mehr lieben, je dringender der andere unserer Liebe und unserer Hilfe bedarf? Das gilt von Mensch zu Mensch, warum wohl sollte es zwischen ganzen Völkern keine Gültigkeit haben? Sehen Sie», setzte er, nur mit den dunklen Augen lächelnd hinzu, «dreizehn Monate Einzelhaft klären die Gedanken in einer Weise, die man selbst niemals für möglich gehalten hätte. Man gewinnt die Objektivität zurück, die so leicht verloren geht, solange man inmitten dieses unruhigen Trubels steht, den wir Leben nennen.»

Der junge Mann brauchte einige Zeit, um seiner Ueberraschung Herr zu werden. Es gelang ihm nur unvollkommen, sein Erstauen zu verbergen, ja, er würde noch geraume Zeit benötigen, um das Gehörte zu verarbeiten. Er war jedenfalls klug genug, im Augenblick nichts zu antworten und drehte nur sein Weinglas zwischen den Fingern. Dann rief er dem Wirt zu, er solle noch einmal einschenken.

Künzli liess bald seine Blicke zu den an-

deren hinüberschweifen, die sich eifrig unterhielten.

Da war der Ingenieur Georg Ritter aus Warschau, ein robuster Tatmensch mit einer sachlichen, kräftigen Stimme. Er war durch den sogenannten eisernen Vorhang entkommen, indem er die russischen Wachen mit Alkohol bestochen hatte. Von Warschau bis zur tschechischen Grenze war er zu Fuss gewandert. Wenn er von seinen Erlebnissen erzählte, so tat er dies mit einer Sachlichkeit und Ruhe, die zu seinen aufregenden Abenteuern in krassem Gegensatz standen.

Er brachte mehrere wichtige Patente mit über die Grenze und schien sich in bezug auf sein Fortkommen in der Heimat wenig zu sorgen.

Künzli strich ihn in Gedanken von der Liste der Interessanten, glaubte er doch, genau zu wissen, dass dieser Mann in Kürze eine gute Position in irgendeiner grösseren Firma innehaben und damit in geraumer Zeit dem Kreis der Landsleute angehören würde, die sich in keiner Weise von den anderen unterschieden, es sei denn durch ihre Tüchtigkeit.

Der junge Mann irrte sich in diesem Falle, da er aber selten einen seiner Schutzbefohlenen wieder zu Gesicht bekam, sollte er nichts von diesem seinem Irrtum erfahren.

Viel interessanter als der Ingenieur erschien ihm der Grossgrundbesitzer aus Ungarn, der in lässiger Weise von seinen riesigen Gütern am Plattensee erzählte. Trotz seines gut westschweizerischen Namens, er hiess Gérán, sah er ausserordentlich fremdländisch aus. Seine hohe, leicht vornübergebeugte Gestalt, seine langen, weissen Hände sowie der schmale Kopf verrieten den Einschlag seiner Mutter, einer Frau aus der ungarischen Hocharistokratie. Sein Gesicht wäre edel zu nennen gewesen, hätte nicht ein allzu weicher Zug um den Mund das gute Gesamtbild gestört.

Auf Künzli machte er gleichwohl den Eindruck eines überzüchteten Vollblutpferdes, wie er mit angebotener Eleganz dasass und von seiner Pferdezeit erzählte. Aus der Art und Weise, wie er von Pferden sprach, war ohne weiteres zu erkennen, dass diese für ihn das Wichtigste auf der Welt bedeuteten und dass es in seinem Innern nur noch wenig Raum für weitere Interessen geben musste.

«Vielleicht noch die Frauen», dachte Künzli bei sich und begann sich nicht ohne Schadenfreude vorzustellen, wie dieser Mann sich in einem kleinen innerschweizerischen Dorf oder Städtchen ausnehmen möchte und was seine Landsleute wohl von dem seltsamen fremden Vogel denken würden, der ihnen so plötzlich ins Nest geflogen kam.

Allerdings wurde die Schadenfreude des jungen Mannes, die sich im übrigen mehr auf seine innerschweizerischen Landsleute als auf



Géran bezog, bald zerstört. Der Flüchtling aus Ungarn — seltsam, wie wenig die Bezeichnung Flüchtling auf ihn passen wollte — erzählte soeben, dass er sich in Zürich niederzulassen gedenke.

«Sie werden Schwierigkeiten haben, wenn Sie kein geborener Zürcher sind», warf Künzli ein. «Die Zürcher geben nur schwer eine Wohnnerlaubnis, da sie knapp an Wohnraum sind.»

«Oh», antwortete Géran leichthin in seinem schnarrenden Deutsch, Schwierigkeiten sind dazu da, um aus dem Weg geräumt zu werden.» Er lächelte nonchalant und sah auf den jungen Menschen überlegen und leicht amüsiert herab.

Dieser errötete in einem ihm selbst unverständlichen Aerger und blickte auf die blutjunge Frau Gérans, die bisher als einzige geschwiegen hatte. Sie sass schmal und gerade an den grossen Kachelofen gelehnt auf ihrer Bank. Um ihre Schultern lag ein besonders kostbarer Nerz, den sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit trug, wie ihr Gatte seinen schweren pelzgefütterten Mantel.

Künzli bemerkte, dass die junge Frau ausserordentlich schön war. Glattes, blondes, fast weisses Haar fiel ihr auf die Schultern. Der Mund war ausdrucksvoll, wenn auch für landläufige Begriffe ein wenig gross. Das Schönste waren aber ihre grossen, graugrünen Augen, die sogar von dem einer sachlichen und unpoetischen Generation angehörenden Künzli im stillen mit Bergseen verglichen wurden. Das schmale, mädchenhafte Gesicht der jungen Frau sah unendlich müde aus, obgleich sie dies zu verbergen trachtete. Künzli dachte bei sich, dass sie mit derselben Beherrschung ihre Gesellschaften geleitet haben mochte, mit der sie jetzt, von Zeit zu Zeit höflich und abwesend lächelnd, den Gesprächen der anderen lauschte.

Es schien Klaus Künzli unmöglich, dass Frau Géran eine Ungarin sein sollte. Später entnahm er den Gesprächen ihres Mannes, dass sie einer russischen Emigrantenfamilie entstammte, die in Budapest gelebt hatte. Aber auch diese Lösung befriedigte ihn noch nicht vollkommen, denn er hatte sich Russinnen eigentlich anders vorgestellt. Je mehr er sich mit dem Ehepaar Géran in Gedanken beschäftigte, um so interessanter erschien es ihm. Wenn er auch von seinen Schützlingen kaum mehr zu hören pflegte, nachdem sie sich in alle Richtungen ihrer Heimat zerstreut hatten, so sollte es in diesem Falle doch anders kommen. Er sollte bereits wenige Monate später wieder von dem interessanten Paar erfahren, wenn auch in anderer Weise, als er sich gewünscht haben würde, hätte man ihn nach seinen Wünschen gefragt.

Nummehr wandte er Augen und Gedanken von den Gérans ab, um sie den drei letzten der Flüchtlinge zuzuwenden.

Der eine von ihnen, Hans Ullmann, ein junger Maler aus Wien, schien im Augenblick der Lebhafteste von allen zu sein. Er war gross und blond und hatte ein so herzliches, liebenswertes Lächeln für diejenigen bereit, mit denen er ins Gespräch kam, dass ihm alle Herzen zufliegen mussten.

Lediglich zwischen ihm und Géran herrschte eine leichte Spannung, die sich dann und wann in mehr oder weniger ironischen Bemerkungen entlud.

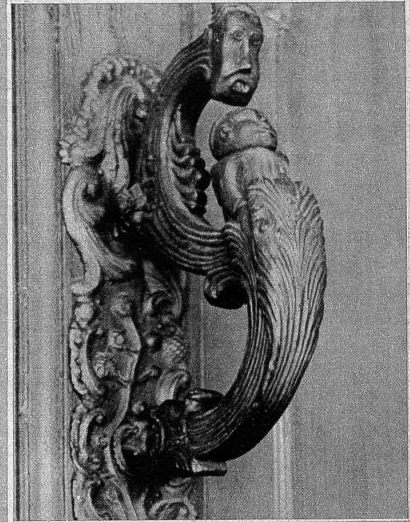
Berner Türklopper

In früheren Zeiten musste jeder Berner Bürger ein eigenes Haus in der Stadt besitzen. Er bewohnte letzteres mit seiner Familie allein und die Wohnräume lagen im ersten und zweiten Stockwerk. Ein drittes Stockwerk benötigte man damals noch nicht, diese wurden erst später aufgebaut, und das Erdgeschoss diente meist als Lager- und Vorratsraum, da es unter den Lauben dunkel war.

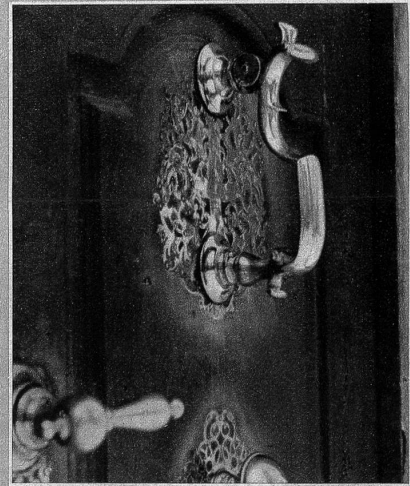
Die Türe gegen die Laube war aus massivem Eichenholz und auch tagsüber geschlossen. Briefkästen und Glockenzüge waren noch keine angebracht, und wenn jemand Einlass begehrte, so klopfte er einfach an die Türe. Damit die Hausbewohner dies Klopfen gut hörten, wurde ein spezieller Türklopper angebracht, der Eisen gegen Eisen schlagen liess, und da Eisen früher ein kostbares Metall war und die Berner Sinn für schöne Formen hatten, so wurde diesen Türkloppern von den Schmieden die mannigfachsten Formen verliehen. — Die einfachste Form des Türkloppers war ein Ring, der zugleich als Griff dienen konnte, wie wir ihn noch am Riegelhaus, Herrengasse 30, (1555) sehen können.

Früher glaubte man noch an Hexen, und die Berner, die im Kampf furchtlos ihren Gegnern gegenüberstanden, erzählten sich die sonderbarsten Gespenstergeschichten. Um nun diesen bösen Geistern den Eintritt ins Haus zu verwehren und sie schon vor der Haustüre abzuschrecken, wurden den Türkloppern oft Formen von Schlangen und Drachen gegeben, die dann auch später gerne als dekorative Muster beibehalten wurden. So muss man sich nicht wundern, wenn man noch die sonderbarsten Fratzen auf Türkloppern entdecken kann, und auf zwei solchen Stücken sind ausser einem Drachen noch der Kopf eines Mönchs und der des Teufels vereinigt!

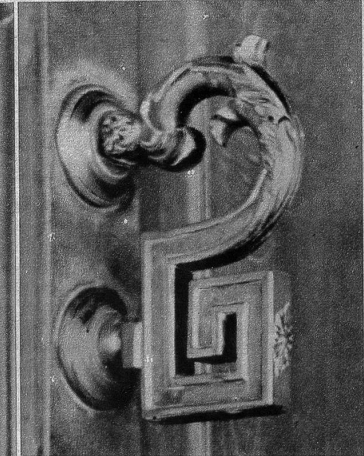
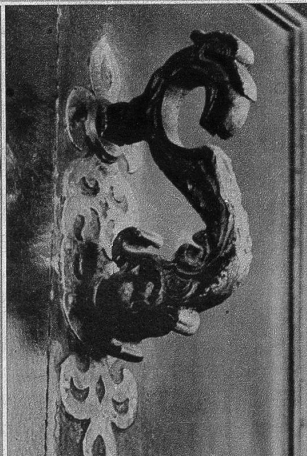
Bern ist die Schweizer Stadt mit den meisten Türkloppern und ist stolz darauf. Wenn diese auch nicht mehr ihrem ursprünglichen Zweck dienen, so sind sie doch als Schmuck und als ein Stück Volkskunst nicht aus unsern Lauben wegzudenken.



Zu den originellsten Türkloppern unserer Stadt gehören diejenigen der Häuser Kramgasse 17 und Marktgasse 21, bei denen neben einem Drachen- und Teufelskopf noch ein Mönch abgebildet ist



Zierlicher Türklopper am Hause Münsterplatz 12. Man kann feststellen, dass trotz der eleganten, blanken Ausführung Anfang und Ende des Türkloppers in ihren Formen der Tier- oder Fabelwelt nachgebildet sind. Sehr dekorativ ist auch das Knopfschild



Links: Vielerorts mussten die Türklopper mit Draht festgebunden werden, damit nicht Unberechtigte damit Unfug treiben. Dies kann man auch bei dem in harmonischer Linie geführten Türklopper am Hause Postgasse 14 feststellen — Mitte: Wuchtig hält der Drache den Schlagkopf beim Türklopper des Hauses Kramgasse 67. Oben sieht er wie ein unheimlicher Vogelkopf aus und an der Frontseite zeigt er eine menschliche Fratze — Rechts: Der schwere Messingtürklopper am Hause Kramgasse 35 verrät in seiner strengen Linienführung französischen Stil

Ullmann war in Wien ein bedeutender, aufgehender Stern gewesen, aber obgleich er von seinen Arbeiten nur eine Mappe mit Zeichnungen hatte retten können, schien ihn seine jetzige missliche Lage kaum zu berühren. Voll Stolz zeigte er einige Skizzen, die auf der Flucht entstanden waren, sowie mehrere gut gelungene Zeichnungen der jungen Frau Gérán, die er angefertigt hatte, während sie auf der anderen Seite der Grenze einige Tage gemeinsam auf die Erlaubnis zum Grenzübertritt hatten warten müssen.

Es fiel Klaus Künzli auf, dass gerade diese Zeichnungen besonders gut gelungen schienen, während sich Gérán geradezu gehässig über ihren künstlerischen Wert äusserte. Der Maler steckte sein Skizzenbuch gleichmütig wieder fort und lächelte Künzli Verständnis heischend an. Diesem gefiel der Maler, ja, er gefiel ihm weitaus am besten von allen und seine Wünsche für sein Fortkommen in der Heimat waren ehrlich und herzlich.

«Danke», sagte Ullmann einfach und richtete einen versonnenen Blick auf das zarte Profil der jungen Frau Gérán.

Der sechste in der Runde kam — wie man aus seiner Art zu sprechen leicht erkannte — aus Hamburg und hatte ein abenteuerliches Leben als Matrose auf Handelsschiffen sowie als Berufsboxer hinter sich. Er war zuletzt Teppichhändler gewesen und wollte versuchen, in dieser Branche, von der er anscheinend einiges verstand, in seiner Heimat wieder zu beginnen.

Seine gebrochene Nase, sein ganzes run-

des, ein wenig breit geschlagenes Gesicht gaben ihm ein gutmütiges Aussehen. Seine kleinen, pfiffigen wasserblauen Augen blickten voller Humor in die Welt, der besonders dann zum Ausdruck kam, wenn der vornehme Gérán seine drastischen Geschichten mit einem indignierten Achselzucker quittierte. Mit Vorliebe erzählte der Flüchtling aus Hamburg seine Geschichten in Hamburger Platt, wahrscheinlich wegen des Lokalkolorits, da er auch seine Muttersprache, ein waschechtes Züridütsch, mühelos beherrschte.

Er schwärmte von Hamburg und der Watterkant und schimpfte ein wenig auf die Engländer und Amerikaner, die diese seine geliebte Stadt so übel zugerichtet hatten. Er tat dies aber in einer polternden, gutmütigen Art, die niemand allzu ernst nahm. So erhob denn auch keiner der Anwesenden Einspruch ausser Gérán, der bissig einwarf: «Ich hasse dieses verdammte Pack der Deutschen, die Oesterreicher eingeschlossen!»

Sybil Gérán errötete und ihr Gatte, der es bemerkte, legte seine Hand begütigend auf die ihre.

«Verzeih', manchmal vergesse ich im Zorn, dass Du eine österreichische Mutter hattest», entschuldigte er sich leise.

Er versuchte, mit seinem gewohnten sieghaften Lächeln über das Unbehagliche der Situation hinwegzugehen. Die junge Frau zog aber langsam und beherrscht ihre Hand unter der seinen fort.

Die Eehälfte des Schweizers aus Hamburg, allem Anschein nach eine gemütvoll Hamburgerin, rettete die Stimmung.

«Ich finde ja man», warf sie ruhig ein, «wir sollten jetzt nicht politisieren, nöch? Wo wir doch man eben in Sicherheit sind und hier so gemütlich beisammen sitzen, nöch?»

Sybil warf ihr einen dankbaren Blick zu und Künzli betrachtete die Eehälfte des Herrn Schnewlin aus Hamburg genauer. Alles an ihr war rund, von dem gutmütigen Gesicht bis zu der beweglichen Gestalt. Sie hatte Haar von unbestimmter mittlerer Farbe und braune Augen, von denen man sich nicht vorzustellen vermochte, dass sie unfreundlich blicken könnten. Nur in ihrem runden Kinn drückte sich mütterliche Energie aus, die stets dann zum Ausdruck kam, wenn sie ihren Mann ein wenig zurechtwies.

«Schnewlin», sagte sie dann etwa mit lebenswürdiger Strenge, «Du solltest nicht so unfeine Geschichten erzählen, nöch?»

Die beiden Schnewlins würden in Zürich bei ihrem verheirateten Sohn wohnen, der bereits vor einigen Jahren in die Heimat gezogen war, um einen guten Posten in einer Maschinenfabrik zu erhalten. Schnewlins selbst waren bis zuletzt geblieben, da Schnewlin seinen Teppichhandel und seine Frau ihren «Mittagstisch für Junggesellen» nicht hatten im Stich lassen wollen. Vor kurzem war durch eine Bombe der ganzen Herrlichkeit ein Ende bereitet worden, so dass die Schnewlins keinerlei Grund mehr sahen, in den Trümmern ihres bisherigen Wohnortes auszuharren.

(Fortsetzung folgt)

Ein Hungerwinter vor hundert Jahren

Nach all den Berichten die man zu lesen bekommt, muss es diesen Winter in manchen europäischen Ländern schlimm um die Lebensmittelversorgung bestellt gewesen sein. Es könnte leicht zutreffen, dass wir auch in der Schweiz Hunger leiden müssten, wenn sie direkt vom Kriege heimgesucht worden wäre. Vor hundert Jahren freilich, war nicht ein Krieg die Ursache der Hungersnot, die damals unsere Heimat heimsuchte, sondern Mangel an Nahrung wegen Kartoffelmisswachs, geringer Erträge der Roggenernte und entsprechender Teuerung.

Die Kartoffelpflanze, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts das Hauptnahrungsmittel des Armen und zugleich eines der Hauptprodukte des Landwirts auf dem für Getreidebau wenig geeigneten Berner Boden, wurde seit dem Herbst 1844 von jener unbekannteren Krankheit befallen, welche während mehrerer Jahre beinahe die ganze Ernte vernichtete. Dazu kam, dass auch der Roggen von einer Krankheit ergriffen war, was zur Folge hatte, dass der Ertrag überall weit geringer ausfiel als gewöhnlich. Ein Steigen der Lebensmittelpreise auf der einen, grösserer oder geringerer Mangel an wichtigen Nahrungsmitteln auf der andern Seite, bewirkten eine allgemeine Unzufriedenheit unter der ärmern Bevölkerung.

Das Bernervolk litt Not

Grosse Teile waren besitzlos, ohne Arbeit und Verdienst. Von jener Hungersnot, die im Winter

1846/47 grosse Striche unseres Landes betraf, geben uns manche zeitgenössischen Berichte und Beschreibungen anschaulich Kunde. Wir beschränken uns nachstehend auf die Schilderung der Zustände im Gebiet des Bernerlandes, vornehmlich des Oberlandes.

Die Beatenberger wanderten bis nach Thun, um Lebensmittel zu kaufen

Obwohl sie in aller Morgenfrühe dort anlangten, war auf dem Thunermarkt kein einziges Brot mehr zu bekommen. In der Waschküche des Pfarrhauses in Beatenberg bereitete man Suppe zu, die von den hungrigen Bewohnern abgeholt wurde. Es hiess sparsam umgehen mit dem, was man noch besass. Die Bauern mahnten deshalb den Weizen auf der Kaffeemühle. Ja, man gab sich in manchen Haushaltungen sogar

mit gekochtem Grün von allerlei Laub und ausgegrabenen Wurzeln zufrieden.

Noch 1847 sollen einzig im Kanton Bern 136 Personen infolge Entbehrungen gestorben sein.

Im Amt Frutigen stieg die Not 1846 aufs höchste und zwar nicht lediglich wegen dem Kartoffelmisswachs, sondern auch infolge Ueberschwemmungen.

Der Bettel nahm hier erschreckende Formen an. Verschiedenenorts wurde Mues gekocht und verteilt. Fast die Hälfte der Bevölkerung Reichenbachs, d. h. ungefähr 1000 Personen, mussten unterstützt werden. Die Pfarrhäuser spendeten wie kleine Klöster und die Wohltätigkeit der Wohlhabenden erreichte eine ungeahnte Höhe. Wer nicht Erdäpfel hatte, bis wieder frische gewachsen waren, litt kürzere oder längere Zeit Mangel. Es gab aber auch Familien, die schon vor Neujahr mit ihrem Vorrat fertig waren und dann zum Bettel Zuflucht nahmen.

Auch das Amt Thun machte von dieser Notlage keine Ausnahme. Wie im unvergessenen Hungerjahr 1817

traten Suppenanstalten und gemeine Bäckereien in den Hilfsdienst

und übten wohlthätigen Einfluss aus. Der Zudrang

zu diesen gemeinnützigen Suppenzubereitungsstätten war ein gewaltiger. Viele Beglütete hielten während dieser teuren Zeit ihre Waren zurück und harrten mit Ungeduld auf ein weiteres Steigen der Preise. Die Sektion Thun des Volksvereins verlangte

Strafbestimmungen gegen Verheimlichung der Lebensmittel

In Bern brach wegen der zunehmenden Teuerung der sogenannte «Märitputsch» aus.

Die Regierung greift ein...

Die wachsende Besorgnis im Volk wegen der Teuerung und dem Warenmangel veranlassten eine Menge Wünsche, Anträge und Begehren, die von verschiedener Seite an den Regierungsrat gestellt wurden. Der damals erst neu eingesetzte Grosse Rat musste sich deshalb mit den Volksbegehren an mehreren Sitzungen befassen und ordnete entsprechende Schutzmassnahmen an. So wurde u. a. das frühere unbedingte Kartoffelbrennverbot wieder in Kraft gesetzt und Bestimmungen betr. Einfuhrzoll, Mittelpreis von Getreide, Brotwägung Verordnung gegen Wucher usw. erlassen.

Interessant ist unter anderem auch ein Hinweis im Heimatkundebuch von Huttwil. Es heisst dort, dass im Jahre 1847 Lebensmittel zwar vorhanden waren, den ärmeren Leuten war es aber nicht möglich, diese nach Bedürfnis anzukaufen, da ihnen der Verdienst fehlte. Der damaligen politischen Verhältnisse wegen lagen überhaupt Handel und Gewerbe darnieder. Huttwil errichtete ebenfalls eine Suppenanstalt. Vom Januar bis zur Ernte wurden 1846 und 1847 eine Sparsuppe aus Mais, Erdäpfeln, Erbsen, Fleisch und Brot gekocht und täglich unentgeltlich verteilt. Denselben Brauch des Mueskochens wurde ausser vielen andern Gemeinden auch in Oberdiessbach nachgelebt. Ein prächtiger Frühling und Vorsommer 1847 verkündete nach den durchlebten schweren Hungerzeiten einen gesegneten Herbst. Damit verschwanden Warennot und Teuerung, doch herrschte noch während mehrerer Jahre eine grosse Armennot im Bernerland.